

Der Schnecken Tod

Eine Ballade



Um die Schnecken im Garten zu töten, schlich
Der Gärtner, den Molch im Gewande –
Denn zu so was sind Gärtner imstande.
„Was willst du bloß mit dem Molche? Sprich!“
Entgegnet ihm finster im Teich ein Fisch.
„Den Garten von all diesen Räufern
So schnell wie möglich zu säubern.“

„Ich hab“, spricht die Schnecke, die kriechet da vorn,
„Bis zum Geht-nicht-mehr meinen Wanst schon voll
Und doch mach ich weiter und freue mich toll,
Denn ich nehme mir noch als Nachtisch aufs Korn
Einen frisch erblühenden Rittersporn,
Sodann komm ich echt krass auf Touren
Und verdufte auf Schleimessuren.“

Da lächelt der Gärtner, ach was, nein, er lacht
Und setzt seinen Molch in die Wiesen
Zwecks Vertilgung der Schnecken, der fiesen.
Doch kaum ist die Quappe zum Einsatz gebracht,
da dunkelt die schwärzeste, nebligste Nacht.
Der Gärtner kann gar nichts mehr sehen
Und beschließt in sein Häuschen zu gehen.

In der Nacht – und das freut all die Zwitter –
Fällt der Regen mit Eimern vom Himmel,
Sehr zum Wohle der kriechenden Lümmel,
Die sich suhlen im nassen Gewitter,
Voll des Dankes für jedweden Liter.
Doch wo bleibt nur der Molch?
Er ist weg, dieser Strolch!

Voll-Erwartung der Gärtner erscheint
Früh des Morgens am selbigen Orte;
Er wird blass, ja ihm fehlen die Worte:
Nach dem Regen, die Sonne zwar scheint,
Doch das Mannsbild, kaum möglich, es weinet.
Denn es herrscht hier zu seiner Entrüstung
In dem Garten die reinste Verwüstung.

So sind Dahlien und Stauden der Blätter beraubt,
Was an Grünkleid erhalten, hängt nur noch als Fetzen,
Und es könnten die Schnecken sich weidlich ergötzen,
Weil der Molch statt der Pflicht sich die Flucht hat erlaubt,
Dies zur Lehre des Gärtners, der an Molche geglaubt.
Denn es hat nun der schreibende Schrat
Buchstäblich seinen verhunzten Salat.

Da steht plötzlich die Tochter im Garten,
Die dem Vater ein Päckchen gibt,
Weil der Kummer des Alten sie ernstlich betrübt.
„Lieber Vater, was wollen wir warten?
Dass die Schnecken uns endgültig narrten?
Nimm das Gift hier, das blaue und streue
Diese Körner zu morden die Säue.“

Wie verwundert der Vater da blicket,
Dass ein Mädél von nur fünf Jahren
In der Sprache der Gosse erfahren
Solch Benehmen sich einfach nicht schicket.
(Auch wenn er nach dem Päckchen sich bückt).
Und voll Dankbarkeit greift er hineine
Und streut breitwürfig Gift für die Schweine.





Es vergeht eine Nacht, eine weitre,
Und der Gärtner schläft ruhig und tief,
Bis des Morgens das Töchterlein rief:
„Lieber Vater“, frohlockt sie, die Heitre,
„Ich bin doch hier im Haus die Gescheitre –
Schau im Garten die tausenden Leichen,
Diese Schneckenpest, sie musste weichen.“

Und der Vater, er reibet die Augen sich;
Schaut die Tochter an, dann das Gemetzel im Beete.
Ihn freut höchlich die grausige Rache, die späte.
„Was sagst du nun, mein Alter? Sprich!“
So jubiliert die Tochter frisch.
Der Vater dankt und denkt: „Nun ja,
Das mit dem Molch war ein Faux-pas.“

Und dennoch, als er des Töchterleins Augen
So glänzend sieht und so strahlend die Miene,
Überkommt ihn Reue und Verlangen nach Sühne.
„Ach, können“, denkt er, „Kinder was taugen,
Wenn sie töten und Blut schon frühzeitig saugen?“
Doch dann sagt er sich und beherrscht die Gefühle:
„Solche Praxis ist besser als Videospiele!“

Jacques Drescher

